

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 4 (1894)
Heft: 4

Artikel: Pestalozzi als Anfänger und Begründer unserer
Armenerziehungsanstalten : 2. Teil
Autor: Morf, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789274>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzi als Anfänger und Begründer unserer Armenerziehungsanstalten.

Von Dr. H. Morf.

III.

Als die dritte und Hauptquelle des Elends, in welches das Volk versunken war, bezeichnet Pestalozzi die grenzenlose sittliche und geistige Verwahrlosung und Vernachlässigung der Untertanen von seiten der gnädigen Landesväter. Dass er diese Zustände nicht zu schwarz ansah, dafür haben wir einen klassischen Zeugen, einen Berner Patrizier, Landvogt von Tschanner. Er spricht seine daherigen Erfahrungen in Briefen vom Jahr 1776 also aus:

„Verdient der Bauernstand weniger unsere Achtung und Bemühung als der des Stadtbürgers? Viele unserer Städter würden diese Frage kaum ihrer Antwort würdigen. Sie, besonders die Grossen und Reichen, kennen das Land nicht anders als jene Prinzessin den Mangel, die, als man von Teuerung und Hunger, der Not und dem Elend des Landmannes redete, verwundernd fragte, warum er nicht Käs und Brot esse? Sie können sich nicht vorstellen, dass dem Bauer was fehle, so lange er noch arbeitet und lebt, weil sie glauben, er solle arm und dumm sein, um etwas zu nützen, und er sei gemacht zu hungern und zu dienen Für die Erhaltung der Armen auf dem Lande hat man bisher wenig, für ihre Erziehung gar nicht gesorgt. Für die Armen in der Stadt ist standesmässig gesorgt, da muss die Pracht die Grossmut verkünden: Ihre Versorgungsanstalten sind stolzen Palästen gleich. Die Kinder der Armen auf dem Lande werden um ein geringes Tischgeld andern Armen überlassen, bei welchen sie hungern, betteln und freveln lernen. Eltern, die durch Unglücksfälle zu arbeiten ausser stande sind, werden als allgemeine Last angesehen, die jeder in der Kehre (im sogen. Umgang) zu tragen schuldig sei. Die Alten, Abgelebten schickt man auf die Strassen und in die Häuser, ihr Brot zu suchen und zu erschreien Und so ist der Arme von seiner Jugend an bis in den Tod auf dem Lande eine Last der Gemeinden, und warum?

Weil er nichts als freveln und betteln kann, des Müssiggangs und des Elends gewöhnt, nichts Besseres kennt und sucht. Fehlen ihm Kräfte zum Stehlen, so nimmt er zum Betteln Zuflucht. Wessen Fehler ist es? Der Natur nicht, die ihn wie andere Menschen zum Guten wie zum Bösen fähig gemacht hat, und gewiss seine Schuld weniger, als derer, die ihn verwerfen, vernachlässigen und verderben lassen Ich weiss, dass noch viele daran zweifeln, dass die Bauernwaise einer bessern Erziehung nur fähig sei, und noch mehrere, dass sie solche nötig habe. Wie wenige sind über die Verachtung er-

haben, die bei vielen den Bauer unter sein Vieh herabsetzt, oder dem Vorurteil der Städter gewachsen, die solchen von gleichem Keim gebildet zu erkennen, sich schämen.“

Pestalozzi konnte sich nicht verhehlen, dass er ohne Erfolg ankämpfe gegen die industriellen Missverhältnisse und das verkehrte Finanzsystem, das den Armen und dessen Arbeit belaste und den Reichtum schone; wohl aber traute er sich zu, dass er etwas beizutragen vermöge zur Verstopfung der dritten Quelle der Not, der Volksverwahrlosung. Aber der Weg, den ihn das Schicksal führte, bis er zu dem bestimmten Entschlusse kam, in dieser Sache Hand anzulegen, war ein weiter und sorgenvoller. Seine Berufswahl und seine Vorbereitungen zu einer künftigen Lebensaufgabe zielten gar nicht nach dem Beruf eines Erziehers und Volkslehrers. Er wollte ein einfacher, zufriedener Landwirt, Bauer, in bescheidenen Verhältnissen werden, glücklich sein und seine Angehörigen, seine Umgebung glücklich machen.

Wie er durch die Verhältnisse auf diese Bahn geführt wurde, ist zum Verständnis seines weiteren Lebensganges kurz darzulegen.

In den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts, da Pestalozzi zum jungen Manne heranreifte, herrschte in Zürich reges politisches Leben. Die Anregung dazu ging von Bodmer aus; die politische Schulung der jungen Bürgerschaft Zürichs war ihm Herzenssache. Zu diesem Zweck gründete er die helvetische Gesellschaft zur Gerwe. Sie versammelte sich wöchentlich einmal. Ausbreitung geläuterter Begriffe über das politische, sittliche und gesellschaftliche Leben war die Hauptaufgabe. Es wurden dahinzielende Abhandlungen vorgelesen und besprochen und bedeutsame Tagesfragen diskutiert. „Gewisse Leute,“ schreibt deren Gründer an Sulzer von Winterthur (in Berlin), „sehen nicht gerne, dass diese Gesellschaft sehr zahlreich wird, denn sie finden gefährlich, dass man politische Sätze untersucht, die weiter führen, als man will. Aber die Gesellschaft ist zu stark und wohlgesinnt, als dass man sie unterdrücken könnte.“

Diese äussere Verbindung gab dem jungen Zürich, den „Patrioten“ Halt und Zuversicht.

Besondere Gelegenheit aber und interessanten Stoff zu politischer Schulung bot das sogenannte „Genfergeschäft“.

Die Ideen über Völkerrecht und bürgerliche Freiheit, die vom Ende des 17. Jahrhunderts an immer zahlreichere und beredtere Vertreter gefunden, wollte Genfs Bürgerschaft, jedoch innert den Schranken ihrer alten Gesetze und Edikte, ins praktische Leben übersetzen. Sie hatte die Stimme aller Unbefangenen, aller Vorurteilsfreien, die öffentliche

Meinung, soweit in jener Zeit von einer solchen geredet werden kann, für sich; gegen sich alle, die im Besitze der Macht waren. Und diese Macht lag zu Genf in den Händen weniger Familien, welche deren Besitz als eine von Gott und Rechts wegen ihnen angehörende Sache ansahen. Selbst bei diesen entschied nicht in erster Linie Talent, Bildung und Charakter, sondern das Recht der Erstgeburt. Mehrmals hatten Zürich und Bern zwischen den Genfer Parteien einzugreifen und zu vermitteln (1707, 1738, 1766); insbesondere, nachdem Rousseaus „Emil“ und dessen „Gesellschaftlicher Vertrag“ durch den Magistrat von Genf verdammt worden waren (1762). Vergebens betonte und verteidigte Bodmer im Ratsaal von Zürich die Sache der Genfer Bürgerschaft gegenüber dem herrschenden Regimente, dem die neue Mediation von 1766 fast ausschliesslich Recht gegeben hatte; aber die Folge dieser politischen Ereignisse war, dass die unter seiner Führung stehende Jugend in Zürich für die Bürger Genfs Partei ergriff und, getrieben vom Geist der Prüfung, zu weitem politischen und moralischen Untersuchungen schritt. Da die „Patrioten“ für Genf nichts tun konnten, so richteten sie ihr Augenmerk auf Verletzer des Rechts und der Wahrheit in der staatlichen Gemeinschaft, in der sie lebten: Lavater und H. Füssli enthüllten die Missetaten des Landvogts Grebel; der Zunftmeister Brunner wurde zur Rechenschaft gezogen, und der üble Lebenswandel des Pfarrers Hottlinger in Dättlikon wurde Gegenstand einer Klageschrift an den Antistes. Gegenüber dem Landvogt musste der Gerechtigkeit Genüge geschehen; aber Lavater und Füssli hatten Abbitte zu leisten und fanden für gut, eine Reise ins Ausland anzutreten. Die zwei Bürger von Dättlikon, welche die wohl begründete Klage gegen ihren Pfarrer eingereicht hatten, erhielten zwei Tage Gefängnis, und dem Verfasser der Klageschrift, R. Schinz, wurde das Missfallen der „Gnädigen Herren“ angezeigt. Dass der junge Theologe H. Müller das Gerücht, die Regierung wolle Truppen nach Genf senden, zum Gegenstand eines „Bauerngesprächs“ machte, in dem er für die Genfer Bürger eintrat, wurde auch für Pestalozzi verhängnisvoll und bereitete dem „Erinnerer“, einer moralischen Wochenschrift, in der Lavater und Hs. H. Füssli — Pestalozzi war Mitarbeiter — sittliche Aufgaben besprachen, ein Ende. Die Gnädigen Herren erhielten von der „schandlichen auf den Untergang und das Verderben des Vaterlandes abzielenden Schrift“ Kenntnis (24. Jan. 1767). Sie suchten des Verfassers habhaft zu werden. Auf den Rat seiner Freunde sollte Pestalozzi Müller bestimmen, sich bei der zur Untersuchung eingesetzten Kommission selbst anzugeben; doch dieser floh, und Pestalozzi wurde am 28. Januar „auf dem Rathaus in Arrest“ gesetzt,

weil er Müller zur Flucht verholfen habe. Er konnte keiner Schuld überwiesen werden und wurde schon am 31. Januar wieder entlassen, „in der zuversichtlichen Erwartung, dass er sich bis Austrag des Geschäfts still aufführen werde“; doch musste er die während seines Arrests ergangenen Kosten bezahlen. Am 11. Februar 1767 wurde das Urteil gefällt, das u. a. festsetzte, dass alle Exemplare des „Bauerngesprächs“ (nur in Handschriften verbreitet), deren man habhaft werden konnte, und das Billet, das der Antistes wegen des Dättlikoner Handels im Mai 1765 in seinem Kirchenstuhl gefunden hatte (es forderte ihn auf, gegen den „Heuchler, der den geistlichen Stand abscheulich entgästet, einzuschreiten, es möchten sonst die Steine anfangen schreien“), vom Henker auf dem Platz vor dem Rathaus verbrannt werden sollten. Die drei Klafter Holz, die zu diesem Akt verwendet wurden, mussten Pestalozzi und seine Freunde bezahlen. „Vogel, der wegen unbedachten Reden über das Genfergeschäft auf dem Rathaus im Arrest sass, trieb ein Gespött und Dälliker und Pestalozzi spazierten mit einer Pfeifen auf der Meisen-Zinne, als man die Schriften verbrannte.“ „Allen Patrioten soll ernstlich angezeigt werden, dass, wo sie künftig etwas wider den Staat reden sollten, sie ihres Bürgerrecht sollen verlustig sein. Der „Erinnerer“ aber soll nicht mehr unter die Press kommen.“

Gleich den meisten seiner Mitschüler hatte Pestalozzi auf dem Collegium hum., dessen Hauptaufgabe die Heranbildung von Geistlichen war, dem Studium der Theologie sich gewidmet. Aber ein Missgeschick, das ihm bei der ersten Predigt, die er auf dem Lande hielt, begegnete, soll ihm die theologische Laufbahn verleidet haben. Er ging zum Studium der Rechtswissenschaft über, um sich für ein öffentliches Amt im Dienste des Gemeinwesens zu befähigen. Wir irren wohl nicht, wenn wir den Hauptgrund dieses Wechsels in der freien religiösen Anschauung suchen, die in den Kreisen der „Patrioten“ herrschte, und die von dem Credo der damaligen Kirche weit abwich. Aber seine hervorragende Stellung unter den Patrioten und sein feuriger Eifer für deren Bestrebungen zogen ihm die Abneigung, ja den Hass der herrschenden Familien in ganz besonderem Grade zu. So verschwand für absehbare Zeiten für ihn jede Aussicht auf einstige Verwendung im Staatsdienst. Es galt also, nach einer andern Lebensaufgabe sich umzusehen. Eine solche war ihm durch den Zug der Zeit unter dem jungen Zürich nahe gelegt.

Rousseau war der Lehrer der „Patrioten“. Darum war auch ihr Hauptbestreben auf Einfachheit und Natürlichkeit im Leben gerichtet, und viele von ihnen gingen gleich ernstlich daran, die Tugenden in ihrem Leben zu verwirklichen.

„Rousseau,“ schreibt Bodmer 1765 an Sulzer, „hat Schult-hess, der ihn auf seiner Reise nach Genf besuchte, den Stand des Landbauers als den seligsten angepriesen. Im Lande der Sklaverei müsse man Handwerker, im Lande der Freiheit Landwirt werden. Ein Landwirt könne ein stilles, häusliches Leben führen und die zarten Gefühle seines Herzens nähren.“

Solche Lehren und Räte fielen auf empfänglichen Boden. Bald kann Bodmer an Sulzer weiter berichten: „Die Liebe zum Landleben ist sehr lebhaft bei Hs. H. Füssli, aber noch mehr bei seinem Lieb-ling, dem Junker Meis im Winkel, des Junker Oberst Meisen Sohn, der ex professo ein Cultivateur werden will und schon alle Arbeiten eines Bauren verrichtet. Es ist wunderbar, wie einige unserer besten Studenten die Phantasie haben, mit ihm einen Baurenhof zu bearbeiten. Sie haben schon zum apprentissage den Bauern schneiden helfen, die Probe zu machen, ob sie Hitze, Schweiss und Regen ausstehen mögen. Ich fürchte, sie fangen zu spät an. Ihr jüngerer Neveu von Hausen hat zur rechten Zeit angefangen, und man rühmt von ihm, wie gut er sich auf die Feldarbeit verstehe.“

Pestalozzi zählte, als die letzten Stürme im Jahr 1767, die sein Schicksal besiegelten, über ihn ergangen waren, erst 21 Jahre, nach seinem und seiner Freunde Urteil noch jung genug, um den „Beruf eines Bauren“ bei richtiger Anleitung gründlich erlernen zu können. Im Früh-jahr 1767 hielt er sich ab und zu bei seinem Grossvater, Pfarrer Pesta-lozzi, in Höngg auf. Zur Vorübung auf seinen Beruf half er den Bauern bei ihren Frühjahrsarbeiten und liess sich von ihnen über die Bearbeitung des Bodens für die verschiedenen Kulturen etc. belehren. Dann kehrte er auch bei Kleinjogg, dem „philosophischen Bauer“, wieder-holt an und ergänzte bei ihm sein noch gar mangelhaftes Wissen und Können. Aber seine Freunde, darunter namentlich Lavater, drangen darauf, dass er eine zusammenhängende Berufslehre durchmache bei einem wissenschaftlich und praktisch gebildeten Landwirt. Es war wiederum Lavater, der ihm riet, bei dem berühmten und bewährten Land-ökonomen Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf als Praktikant einzu-treten. Er folgte dem Rat, und so finden wir ihn im September 1767 als Lehrling in Kirchberg.

Er war an die rechte Quelle gegangen. Über seinen Lehrherrn wird uns folgendes berichtet:

Joh. Rudolf Tschiffeli, geb. 1716, war ein Bürger der Stadt Bern. Sein Vater bekleidete das Amt eines Landschreibers im Rheintal. Da derselbe unbegütert war, so musste er darauf verzichten, den sehr

begabten und lernbegierigen Sohn auf entfernte höhere Schulen zu schicken. Dieser erwarb sich nun durch Privatstudium mit Hilfe von Büchern Kenntnis der alten Sprachen, der Geschichte und Geographie, sowie der Anfangsgründe der Mathematik. Der Vater starb früh; so hatte Rudolf nicht nur für sich, sondern auch für seine jüngern, noch unerzogenen Geschwister zu sorgen. Er liess sich in Bern als Fürsprech nieder, gewann grosses Vertrauen und durch seine Rechtskenntnisse die Gunst der Regierung, welche ihm die einträgliche Stelle des obersten Ehegerichts- oder Chorschreibers übertrug. Von jeher ein Freund der Landwirtschaft, erwarb er sich ein ausgedehntes, aber verwahrlostes Gut in Kirchberg bei Burgdorf. Seine Betriebsweise mit Vermischung der Erdarten, mit Wässerung, mit der Baumzucht, mit dem Erdäpfelbau, dem Krapp (Färberröte), besonders aber mit dem Kleebau und dauernder Stallfütterung schuf das wüste Land in ein so blühendes, ertragreiches um, dass Landesbewohner und Reisende mit freudiger Bewunderung auf den Mann und die Erfolge seiner Arbeit hinblickten. Herren und Bauern suchten bei ihm Belehrung, und er erteilte sie freundlich und unermüdlich. Sein Beispiel wurde zum Segen des Landes weit herum nachgeahmt. Am ertragreichsten erwies sich ihm die Krappkultur, obgleich die Ernte erst im dritten Jahr nach der Anpflanzung stattfinden kann.

Im November 1767 gibt er über seine Erfahrungen mit dieser in der Schweiz neuen Kultur folgenden Aufschluss:

„Ich habe dieses Jahr über 300 Zentner Krapp verkauft; 1000 Zentner sind für das künftige Jahr vier verschiedenen Fabriken versprochen. Die immer stärkere Nachfrage wird mich, glaube ich, dahin leiten, meine Pflanzung namhaft auszudehnen. Nächstes Frühjahr werde ich etwas über 40 Jucharten zu 30,000 Quadrat-Fuss Parisermass in Ordnung haben. Auf 15 Jucharten hoffe ich nach allen bisherigen Erfahrungen die versprochenen 1000 Zentner zu liefern. Der höchste Verkauf des Zentners ist 25 Fr., der mindeste 20 Fr. Die Kosten rechne ich auf den vierten Teil, auf den dritten, wenn die Ernte schlecht ausfällt. Der Verbrauch dieser Waare ist so gross, dass mir gar nicht bange ist, dass derer nach vielen Jahren etwa zu viel gepflanzt werden könnte. Mühlhausen, Basel; Neuenburg und Bern fordern allein 20,000 Zentner, wenn die Fabriken auch nur zur Hälfte mit Krapp versehen werden sollten, Nichts lohnt seinen Herren reichlicher, nichts gewisser, als diese Wurzel. Wiederholte Versuche beweisen mir, dass auch in gutem, fettem Grund diese Wurzel bis 40 Monate nicht nur ohne Gefahr zu faulen, sondern mit namhaften, die Kosten des Jätens und den Zins des Erdreichs mit weit übersteigendem Zuwachs stehen bleiben kann. Welch ein vorteilhaftes, natürliches Magazin, wenn etwa gar zu wohlfeile Zeiten den Verkauf zu verschieben anraten würden. Vor allem Hagel nach den ersten sechs Wochen der Pflanzung gesichert, nach meinen so vielen Erfahrungen allem Frost, allem Schnee, aller Winternässe Trotz bietend; kurz und gut, ich kenne in dem ganzen Land kein Gewächs, das mindern Gefahren unterworfen wäre. Das Ungeziefer einzig und schlechte Besorgung können ihm beträchtlichen Schaden zufügen. Bei mir ist kein Zweifel, dass durch sorgfältiges Nachspüren und allerhand Proben der Krapp noch weit höher in der Schönfärberei werde benutzt werden können als dermalen, da wir noch alle in den Lehrjahren sind. In der Welt wollte ich niemand zum Leichtsinne verführen. So denke ich, so sind meine Erfahrungen. Mein redlicher Wunsch ist,

dass mehrere würdige Freunde, besonders Herr Pestalozzi, von diesem Anbau wahren Vorteil ziehen mögen. Die Erde ist des Herrn und der Nutzen davon denen, die sie recht zu behandeln wissen.“

Pestalozzi gibt seiner Braut, Anna Schulthess zum „Pflug“ in Zürich, fortlaufend Nachricht von seinem Ergehen, seinem Tun und Lassen während seiner Lehrzeit. Am 8. September 1767 abends spät war er an seinem Bestimmungsort in Kirchberg angelangt. Der erste Eindruck, den er da empfing, war ein überaus günstiger; derselbe befestigte und verstärkte sich während seiner Lehrzeit von 10 Monaten je länger je mehr. „Ich habe mein Glück noch über meine Vorstellung gross gefunden,“ schreibt er an Anna, „die glücklichste Haushaltung, die Du Dir vorstellen kannst; Tschiffeli, der beste Vater, der grösste Landwirt, in allem mein Beispiel, mein Lehrer, mein Vater.“ Der junge Lehrling griff frisch ins Zeug. Von früh bis spät nahm er an allen Arbeiten werktätig teil. Tschiffeli erkannte bald den Wert des neuen Praktikanten, führte ihn in alle Details seiner Wirtschaft ein und hatte grosse Freude an dem Eifer, der Begeisterung und der verständnisvollen Hingabe desselben an seinen Beruf. Wie Pestalozzi seinen Führer „als den besten Vater“ verehrte und liebte, gab auch dieser seinem Schüler das schönste Zeugnis. In Briefen an Lavater bezeugte er wiederholt sein herzliches Wohlgefallen, seine innige Freude über den tugendhaften Charakter, den erhabenen Verstand, das glückliche Genie, die ausnehmende Liebe zur Tugend und vor allem über das edle Herz des jungen Zürchers.

Jubelnd konnte dann Pestalozzi seiner Braut bald schreiben:

„Ich habe jetzt einen Beruf, einen Beruf, der uns reichliche Unterhaltungswege zeigen wird. Ich sehe jetzt, wie unendlich gewiss alle unsere Hoffnungen durch meinen hiesigen Aufenthalt werden. Ich werde den Feldbau in seiner grössten Ausdehnung und in allen Arten ganz lernen. Ich werde gewiss unabhängig von der ganzen Welt werden; ich werde bei Dir ein glücklicher Vater und wohltätiger Landwirt sein. Welche Aussichten!“

Er bat seine Freunde in Zürich, sie möchten sich nach einem Landgut an der Limmat umsehen, das käuflich sei und für seine Kulturen sich eigne; er beschränke sich nach dem Rat Tschiffelis zunächst auf den Anbau von Gemüse und Krapp. Es fanden sich solche Güter, aber ein Ankauf kam doch nicht zu stande. Die Schwierigkeit, die nötigen Geldmittel zu beschaffen, noch mehr das dringende Abraten seiner Braut, kühlten den Eifer Pestalozzis, seine Landwirtschaft gleich im grossen zu beginnen. „Ich bin zwar versichert,“ schreibt ihm seine Verlobte, „dass du zu jeder grossen Tat, zu jeder Unternehmung der Mann bist, sie auszuführen. Ich traue Deiner Einsicht und kenne Deine Begierde, mich so bald als möglich

glücklich zu machen. Aber wie wollen wir dem Gedanken genug tun, unabhängig von jedermann zu sein und zugleich nicht wissen, womit wir den Kauf befriedigen wollen? Deine Geliebte könnte mit Dir arm sein, wenn es sein müsste, gewiss, sie könnte es und entschlösse sich eher, als zu einem so entsetzlich weitläufigen Wesen, vor dem ich mich sehr fürchte. Wie wäre es, für den Anfang nur mit Wenigem anzufangen? Aber frage Deinen Papa (Tschiffeli)“. Dieser riet Pestalozzi, für einige Jahre in der Nähe von Zürich ein Haus zu mieten und ca. 15 Jucharten Land zu pachten und in dieser Weise sich für den Anfang zu etabliren. Aber auch dieses Pachtland fand sich nicht.

Als dann Pestalozzi nach vollendeter Lehrzeit von Kirchberg nach Zürich zurückkehrte, stand ihm kein Versuchsfeld, weder ein gepachtetes noch ein zu Eigentum erworbenes für seine Kulturen zu Gebot. Doch bald eröffneten sich ihm zwei Aussichten: Bankier Schulthess „zum gewundenen Schwert“ in Zürich, der bereits mit einem Steiner von Zürich einen Versuch mit dem Anbau von Krapp gemacht, welcher aber aus Mangel an Sachkenntnis der Veranstalter fehlgeschlagen, trat mit Pestalozzi, dem „auf diese Kultur gelernten Landwirt“ in Unterhandlungen ein über „gemeinsame Anlegung einer Krapp-Plantage“. Dieselben waren schon so weit gediehen, dass man auf den Rat von Pfarrer Rengger in Gebistorf (Gebensdorf) bei Brugg den Ankauf von Grundstücken im nahen Birrfeld in Aussicht nahm und Pestalozzi sich nach einer Wohnung in diesem Dorfe umsah.

Da winkte diesem eine vielumworbene und beneidete, gut besoldete, aber arbeitsreiche und verantwortungsvolle Verwalterstelle. In schönem, fruchtbarem Hügelgelände, nahe bei dem Dorfe Bubikon unweit Rapperswil steht eine Gruppe altersgrauer, weitläufiger, aber zusammenhängender Gebäude, die in der Gegend unter dem Namen „Kloster“ oder „Ritterhaus“ bekannt ist. Sie war damals noch der Sitz der Verwaltung der dem Orden der Johanniter gehörenden Kommende Bubikon.¹⁾

¹⁾ Die Anfänge dieser Herrschaft reichen bis in das 13. Jahrhundert zurück. Graf Diethelm von Toggenburg schenkte nämlich ums Jahr 1205 dem Orden der Johanniter seine Besitzungen zu Bubikon mit der dasigen Kirche. Spätere Grafen von Toggenburg und viele Edle fügten weitere reiche Vergabungen hinzu. Bis ins 16. Jahrhundert wurde die Kommende durch Unterkommenthure verwaltet. 1532 verständigten sich der Hochmeister oder Grossprior und der Rat von Zürich dahin, dass von da an der Verwalter ein Zürcher sein solle. Der Vorschlag zur Besetzung der Stelle stand Zürich, die Bestätigung und Beeidung dem Ordensmeister zu, der in seinem Schloss zu Heitersheim im Badischen residirte. Der Verwalter erhielt im Laufe der Zeit den Namen Statthalter. Die Wahl fiel in der Regel auf Angehörige der ersten Geschlechter Zürichs. So bekleidete das Amt eine Reihe von Jahren ein Escher, da jeweilen der Sohn dem Vater folgte. Die Kommende erfreute sich namhaften Grundbesitzes, reicher Gefälle und ausgedehnter Herrschaftsrechte. Ihr gehörten im 18. Jahrhundert 245 Jucharten

Ende August oder anfangs September 1768 starb daselbst der seit 1763 amtierende Statthalter Schmid. Es war nun Raum für freie Bewerbung um die Stelle. Verwandte, Freunde und Gönner Pestalozzis hielten nun dafür, er als „gelernter Landwirt“ und im Besitz einer vortrefflichen allgemeinen Bildung eigne sich für dieses Amt wie nicht leicht ein anderer. Über den Gang und Verlauf dieser Wahlangelegenheit gibt der Briefwechsel zwischen Pestalozzi und seiner Braut nähern Aufschluss. „Mama und Dr. Hotz in Richtersweil treiben nach Bubikon hin, ich nicht,“ so berichtet er im Oktober 1768. „Höre nur, was Deinem Lieben begegnet. Man beredete mich, Dr. und M., zu Professor Hess zu gehen und wegen Bubikon mit ihm zu reden. Er hat mir zwar die Sache nicht im angenehmsten Licht vorgestellt, aber mir inzwischen gesagt, dass er wisse, dass man von Zürich aus sich ohne mein Wissen in Heitersheim beim Grossprior viele Mühe für mich gegeben. Ich weiss, wie angenehm Dir diese Nachricht ist, obschon ich ferne davon bin, die Erfüllung dieser Freunde Gefälligkeiten zu wünschen. Ich bin in allen Absichten durch das Wohlwollen der Menschen glücklich. Ich werde wenige Schritte nach Bubikon hin thun, weit mehrere nach der Hütte auf Gebistorf. Nur wenn die Vorsehung die Sache fast ohne Schwierigkeit in meine Hand werfen würde, dann würde ich das Herz nicht haben, es auszuschlagen; ich würde es für einen Weg der Vorsehung erkennen und annehmen. Sei versichert, ich zähle weit mehr auf Gebistorf als auf Bubikon.“ Und etwas später:

„Ich muss Mama zu gefallen morgen auf Richtersweil und auf Bubikon und von der alt Statthalterin Rekommandations-Schreiben auf Heitersheim erbetteln. Professor Hess und Dr. H. finden, dass deren Rekommandationen die besten sein werden. Ich bekomme von Junker Landvogt von Schwerzenbach und Dr. Hotz Briefe an die alt Statthalterin; aber alles wird zuletzt, hoffe ich, nichts werden. Ich gehe augenblicklich nach Gebistorf und wähle den Ort, der

Feld, Wald, Wiesen und Reben, aus grössern Gebieten Zehnten, Grund- und Lehenzinse, die niedern Gerichte über sieben grössere und kleinere Dörfer, über eine ansehnliche Zahl Höfe und Häusergruppen, die Kollaturrechte über vier Pfarreien etc. etc.

Der Statthalter hatte nun die Bebauung des eigenen Landbesitzes zu leiten und zu überwachen, die Produkte desselben nach zürcherischen Marktpreisen zu verwerten, den Wein im Ritterhaus „auszuzapfen und auch in der Gegend zur Konsumption zu bringen“, die niedern Gerichte gemäss den Landesgesetzen zu verwalten, über alles sorgfältig Rechnung und Protokoll zu führen und stets zur Einsicht für allfällige Deputirte des Hochmeisters oder Grosspriors in Heitersheim bereit zu halten.

Als „Vergeltung für seine Mühewaltung“ erhielt er freie Wohnung im Ritterhaus mit grossem Garten, 6 Säck Korn, 4 Malter Roggen, 2 Malter Gersten, 12 Saum Wein, 25 Klafter Holz, die Benutzung der der Herrschaft zustehenden Jagdrechte und Fischenzen und den Bezug der etwa aus den niedern Gerichten fliessenden Bussen, dazu an Barbesoldung 400 Gulden.

unsern Umständen am angenehmsten ist. Aber dennoch darf ich Mama und Dr. H. nicht abschlagen zu versuchen, ob ich nach Bubikon kommen könnte, insonderheit da sie wissen, dass von unbekannter Hand ich in Heitersheim schon empfohlen bin. Aber es ist, hoffe ich, gewiss, ich komme nicht zurecht. Die Pfaffen werden vor der Namsung Geschenke fordern, die ich dann gewiss abschlage.“

Inzwischen hatte auch Anna Schulthess von den Verhältnissen und der Aufgabe in Bubikon persönlich Einsicht genommen. Welchen Eindruck sie da empfangen, entnehmen wir einem Briefe an ihren Verlobten:

„Mit Bubikon kommt es mir so vor, mein Geliebter: Wenn das Einkommen so vorteilhaft ist, und ich meinen Geschmack zu Rate ziehe, so gefiele es mir. Aber wir haben auch mehr Aufwand; die Versuchungen wären stark, das Haus gross und weit, um es leer stehen zu sehen, und Gastungen viel und oft sind nicht zu vermeiden; und Zehntenverleihungen und Richtersweil und Namenstage etc. etc. Aber lustig ist der Ort. Ich war schon zweimal dort. Tu aber, wie du es immer gut findest. Ich überlasse völlig alles deiner Wahl. Die Merkmale der Vorsehung sollen unsere Wege bestimmen. Ich ziehe mit dir die Baurenhütte vor von ganzem Herzen, denn es scheint mir in alle unsere Umstände einzuschlagen.“

Nachdem Pestalozzi Bubikon besucht, von der Aufgabe eines Statthalters Kenntnis genommen und die ihm empfohlenen Schritte getan hatte, schrieb er seiner Braut:

„Ich bin wieder da und weiter als jemals entfernt von dem Gedanken auf Bubikon. Noch rede ich nicht bestimmt das Gegenteil von Mama und Dr. Mich soll kein filziger Orden beherrschen. Nein, ruhige Freiheit des kleinen unbemerkten Landmanns. Ich bin unendlich glücklich, dass Du so entschlossen mit mir den niedrigsten Stand wählst. Innig Geliebte, gewiss ist es, dass wir in den kleinsten Geschäften am glücklichsten sein werden, und ich fürchte mir wie Du hinter Bubikon. Sie ist bestimmt, die Hütte, in der ich mit Dir wohne. Ländlich ist sie, nicht eine geräuschvolle Herrschaft. Ich habe es gesehen, dass Gefahren von Unruh die grossen Gewerbe begleitet da, wo die Gewalt nicht mein wäre und jede Gegenwart unwissender Herren (der Johanniter) dem redlichsten Amtmann schrecklich wäre. Nein, diese Woche noch gehe ich auf Gebistorf. Da such ich mir eine Wohnung; in ihrer Nähe fliessen sanft murmelnde Flüsse vorbei, dem arbeitsamen Landmann ein sicherer Gewinn. Da will ich wohnen und in deinen Armen Ruhe von meiner Arbeit geniessen. Ich will gerne in der niedrigen Hütte bei dir wohnen und nicht durch das Geräusch unnötiger Zerstreuungen die angenehmen Freuden und das angenehme Trauren in Deinen Armen mir entreissen lassen. Innig Geliebte, gedenke, wie wenig ich brauche, und wie leicht uns jede Einschränkung sein wird, und wie gewiss ich mit meinem Beruf alles verdienen werde. Ich will lieber unter meinen Umständen in der niedrigen Landhütte anfangen, als mich in die unendlich

profanen Geschäfte von Bubikon verwickeln und oft aus deinen Armen reissen lassen. O, teure Freundin, wie himmlisch entzückend werden einst die Proben der Vorsehung, wenn wir das Ziel ihrer Güte vollends erreicht haben, uns ganz besitzen, für uns sein. Wie werden wir Gott danken und ihn preisen, wenn wir alle Tage mit neuer Zärtlichkeit unser Glück, das Glück des niedrigsten Standes fühlen und durch Fleiss und Sorgfalt zu einem anständigen und auch dem Vorurteil unserer Lieben angemessenen sichern Unterhalt emporswingen. Die Aussichten zu beträchtlichem Reichtum durch meine (Krapp-) Plantage wird mir, ich weiss nicht warum, alle Tage gleichgültiger. Kurz, Bubikon muss mir ausserordentlich in die Hände fallen, wenn ich es annehme.“

Die Wahl des neuen Statthalters fand am 15. Dezember 1768 statt. Sie fiel aber nicht auf Pestalozzi, sondern auf Felix Lindinner.¹⁾ Als Pestalozzi 1825 seinen „Schwanengesang“ niederschrieb, lag diese Periode nicht mehr klar in seiner Erinnerung.²⁾ Sein Gedächtnis täuscht ihn und trübt sein Urteil. So weiss er nicht mehr, dass er die Bekanntschaft mit Anna Schulthess am Sterbebett seines Freundes Bluntschli gemacht. Dann tut er sich und Tschiffeli in dem Bericht über die Zeit ihres Beisammenseins entschieden unrecht. „Ich warf mich,“ erzählt er ferner, „auf den alten Plan, verbesserte und vereinfachte Unterrichtsmittel in die Wohnstube des Volkes zu bringen, mit doppelter Lebendigkeit zurück“ u. s. w. Aber von solchen Plänen ist in dieser Zeit weder in seinem persönlichen Verkehr mit Tschiffeli noch in dem lebhaften, in alle Details eingehenden Briefwechsel mit seiner Braut die Rede. Er scheint sogar unter dem Einfluss Tschiffelis und der Berner Luft seine rege Teilnahme am Tun und Lassen der „Patrioten“ in weniger günstigem Licht anzusehen als vorher. Seine Braut will das nicht recht begreifen; sie ist stolz darauf, als die Freundin (Bluntschlis) und die Verlobte von einem „Erzpatrioten“ bezeichnet zu werden. Das Ideal, das Pestalozzi in dieser Zeit zu verwirklichen strebt, und von dem er in seinen Briefen mit wahrer, aufrichtiger Begeisterung spricht, ist „das stille, friedliche, arbeitsame Leben des Landmanns in der Baurenhütte“. Da will er „glücklich sein und glücklich machen, wie Tschiffeli das Glück der Seinen und seiner Umgebung ist“. „Pläne für verbesserten und vereinfachten Volksunterricht“ beschäftigten

¹⁾ Dieser war der letzte Statthalter der Kommende zu Bubikon. Im Jahr 1789 verkaufte der Hochmeister Graf von Reinach die Herrschaft mit allen Rechten an Junker Gerichtsherr Escher zu Berg um 100,000 Gulden; im folgenden Jahre trat der neue Eigentümer die Gerichte, die Zehnten, Lehen- und Grundzinse, die Kollaturrechte etc. um 108,241 Gulden an die Stadt Zürich ab. Das Ritterhaus mit den dazu gehörenden Liegenschaften, 245 Jucharten, verblieb sein Eigentum. Heute teilen sich mehrere Besitzer in die Gebäude und in die Güter.

²⁾ Pestalozzis sämtliche Werke, herausgegeben von Seiffarth, 14. Band, Seite 201 ff.

ihn damals gar nicht. Sie fallen in eine viel spätere Zeit. Dass dem 80jährigen verschiedene Perioden ineinanderfliessen, ist ja leicht erklärbar. „Wess das Herz in so hohem Alter noch warm erfüllt ist, dess geht der Mund über.“

Pestalozzi freute sich des Ausgangs der Statthalterwahl für Bubikon. Er zögerte nun nicht länger, sich Grund und Boden anzuschaffen. Nicht nur Pfarrer Rengger in Gebensdorf, sondern auch Pfarrer Fröhlich in Birr riet, Güter im Birrfeld zu erwerben. Sie seien allerdings sehr vernachlässigt, da die Bewohner dieser Gegend fast ausschliesslich dem Baumwollengewerbe lebten. Mancher Besitzer von Äckern wäre froh, wenn ihm solche gegen Übernahme der darauf haftenden Zehnten und Grundzinse abgenommen würden. Um geringen Preis könne er leicht grössere Strecken ankaufen.

Die Mergel- und Gipslager, die man vor kurzem entdeckt, böten einem kundigen Landwirt reichlich die Mittel, durch richtige Vermischung von Erdarten die Fruchtbarkeit des Bodens zu heben und ihn ertragreich zu machen. Für den Beginn seiner Kulturen kaufte Pestalozzi noch vor Ende 1768 vorläufig nur 15 Jucharten für 230 Gulden. Dann kam der Vertrag mit Bankier Schulthess zu gemeinsamer Anlegung einer Krapp-Plantage zustande. Das Gründungskapital wurde auf 5000 Gulden festgesetzt, welche zu gleichen Teilen sukzessive nach Bedürfnis einzuschliessen seien. In demselben Verhältnis soll auch der Gewinn verteilt werden. Die Leitung der Unternehmung war in Pestalozzis Hände gelegt. Dafür war ihm ein jährliches Salär von 170 Gulden vertraglich zugesichert.

Er schlug nun „seine Hütte“ nicht in Gebistorf auf, sondern in dem Dorfe Mülligen an der Reuss, das Birr näher lag. Hier mietete er in der sogenannten Burg, einst Stammsitz der Familie von Mülinen von Bern, zu dieser Zeit aber Eigentum einer begüterten Familie in Brugg, Wohnung, Garten, Scheune und Stall für 40 Gulden jährlich.

Seine Braut sah die Verbindung mit dem Bankierhause Schulthess nicht gern. Sie war unruhig darüber, dass ihr Geliebter Verpflichtungen einging, die ihn leicht in eine schlimme Lage führen könnten. Er bemühte sich nun, ihr die Besorgnisse zu nehmen:

„Innig Geliebte! Lass jene ehemals so wirksame Vorstellungen unsers künftigen zufriedenen, stillen Lebens und unserer strengen Eingeschränktheit neben den sichern Aussichten meines Berufs auch von neuem mit Stärke in Deiner Seele aufleben. Denk an jene Dir versprochenen Sorgen, Deine Eltern durch 1000 und 1000 gesuchte Wege zu beruhigen. Denke, wenn wir recht tugendhaft unsere Umstände ertragen, die Vorsehung werde ferner ob uns

wirken; denke, die Sorge aller meiner Freunde, aller Deiner Brüder, unsere Eltern wieder zu beruhigen. Denke an die Zufriedenheit Deiner neuen Mama und an meinen Eifer in meinem Beruf, an jede Gründe, die Dich darüber beruhigen können. Gedenke, dass Tschiffeli mir traut, dass Schulthess mir traut, dass meine Verwandten mir trauen, dass ich Dir vor dem allwissenden Richter der Menschen versichere, dass ich meinen Beruf verstehe, dass er uns genugsam Unterhalt geben wird. Bedenke auch, wie behutsam mein Unternehmen angefangen, wie wenig im Anfang darauf gewandt wird und dass allweg Schulthess alles halb bezahlt, dass ich, Deine Sorgen ganz zu zernichten, die angenehmsten Hoffnungen unserer Liebe gerne aufschiebe, wenn nur die Ruhe Deiner Seele dadurch befördert wird; und zuletzt, meine Liebe, habe ich auch etwas von Höngg (dem Grossvater) zu erwarten, so dass unmöglich die ersten Jahre unsers Aufenthaltes in Mülligen fehlen können; und wenn der Anfang überstanden, so bin ich, Gott weiss es, wie sicher ich dessen bin, aller und jeder Gefahr entronnen. Möchte alles dieses Eindruck auf Dich haben. Möchtest Du gelassen in Gottes Namen Dich ganz in die Arme der Vorsehung und in die Arme Deines Freundes, den Du erwählt hast, hinwerfen, und Gott wird dann gewiss unser Gebet und unsere Sorgen, nicht ohne uns einmal mit dem Segen unserer Eltern zu beglücken, vergeblich sein lassen.“

Nicht nur beruhigt, sondern freudigen Mutes folgte Anna dann ihrem Geliebten am 30. September 1769 als Gattin in seine „Hütte“ zu Mülligen. Die Sozietät mit Bankier Schulthess dauerte kaum zwei Jahre. Dieser verlor das Vertrauen in den Erfolg der Unternehmung und hatte, da er als Bankier an schnellen Gewinn gewöhnt sein mochte, nicht die nötige Geduld, jahrelang auf das schliessliche Resultat der langsam sich entwickelnder Plantage zu warten. Er zog sich im Oktober 1770 mit einigem Verlust zurück. Am 20. des genannten Monats kann Frau Pestalozzi in ihrem Tagebuch berichten: „Das Geschäft mit dem gewundenen Schwert ist beigelegt auf die vorteilhafteste Art, und unser Feld segnet Gott.“ Und gleich später: „Mein Mann ist vergnügter und nachdenkender; seine Geschäfte gehen gesegnet fort. Ich war in unserm neuen Hause, sah manche Beweise seiner Mühe und dankete Gott.“

Ausser dem (nur einstöckigen) Wohnhaus liess Pestalozzi auch eine Scheune mit Stall errichten und siedelte dann mit den Seinen von Mülligen in die neuen Wohnräume in Birr über und nannte diese seine Heimat Neu hof.

„Unser Feld segnet Gott.“ Die Betriebsweise durch Vermischung von Erdarten trug ihre Früchte. Das gab Pestalozzi den Mut, noch mehr Land anzukaufen. In den nächsten vier Jahren erwarb er sich weitere 85 Jucharten zu den ersten 15 hinzu. Diese 100 Jucharten kosteten ihn 5126 Gulden. Der Vermittler dieser Ankäufe, Märki, war

ein übelbeleumdeter Mann; Pestalozzi schenkte ihm ein übel angebrachtes Vertrauen; es erwies sich, dass er wohl den Menschen kannte, aber nicht die Menschen. Durch Märki kam er vielfach in Kollision, nicht nur mit Bauern, sondern auch mit dem Ortspfarrer Fröhlich, der den Schläuling durch und durch kannte, aber erst nach längerer Zeit Pestalozzi überzeugen konnte, dass derselbe auch ihn schmähhlich betrogen.

Doch wäre dieser nach der Meinung seiner Zeitgenossen der Gegend, wie die Tradition uns dieselbe überliefert hat, wenn er auf „seinem Beruf als Bauer“ sich beschränkt hätte, in immer bessere Umstände gekommen und hätte sich zu einem begüterten Landwirt emporschwingen können. Aber er war eben nicht bloss „Bauer“, sondern Mensch im höchsten und edelsten Sinne des Wortes. „Er wollte nicht nur glücklich sein, sondern auch andere glücklich machen,“ war in seinem Munde keine blossе Phrase, keine schön klingende, wohlfeile Redensart. Er wollte seine ganze Existenz für Lösung dieser Aufgabe einsetzen, und er setzte sie ein. Seine erbarmende Liebe wendete sich den Verschupften, den Verachteten und Verlassenen zu, wie Landvogt Tschärner sie oben, Seite 241, geschildert. Er wollte sie nicht bloss bedauern und ihr Schicksal bejammern, sondern ihnen Hilfe bringen. Die „Gnaden- und Erbarmungsmittel“, die ihnen zu teil werden, könnten ihren Zustand nicht bessern. Man könne sie nur dadurch aus ihrem Elend herausheben, dass man durch Weckung und Entwicklung ihrer sittlichen, geistigen und körperlichen Kräfte sie nicht nur arbeitsfähig, sondern auch arbeitslustig mache, d. h. sie in den Stand stelle, sich selbst zu helfen.

Wie im Kanton Zürich streiften auch im Aargau, im Kanton Bern ¹⁾ Scharen von Hungernden und Bettelnden umher. Das traurige Schicksal derselben ging Pestalozzi tief zu Herzen. Oft und viel ging er mit seiner Gattin zu Rate, was sie wohl tun könnten, um der Welt, den Herrschenden, zu zeigen, wie man diesem Elend wehren könne. Sie unterhielten sich mit solchen Armen, besonders mit Kindern, nachdem sie dieselben erquickt, über ihre Geschichte, ihre Lebensweise und Familienverhältnisse, um ihr inneres Leben, ihr Sinnen, Denken und Fühlen kennen zu lernen. Über die Erfahrungen und Entdeckungen, die sie dabei machten, spricht sich Pestalozzi an anderer Stelle also aus: „Auch in die ärmsten und vernachlässigtesten Kinder legte Gott eine grosse Summe von moralischen, geistigen und physischen Kräften, die man nur

¹⁾ S. Geschichte des Armenwesens im Kanton Bern, von Karl Geiser.

zu erregen, zu wecken, vom Schlamme der Rohheit und Verwilderung zu reinigen hat. Dann werden sie in hellem Glanze strahlen, als höherer Sinn und höhere Thatkraft erscheinen und sich als Tüchtigkeit zu allem erproben, was nur immer den Geist befriedigen, das Herz in seiner innersten Neigung ansprechen kann. Die Entfaltung und Ausbildung aller dieser Kräfte ist das einzige Mittel, das dem Armen zur Sicherstellung der wesentlichen Bedürfnisse seines menschlichen Daseins in die Hand gegeben werden kann. Der Anspruch des Armen an diese Ausbildung ist sein unbestreitbar bürgerliches Recht als Ersatz des für ihn verloren gegangenen Anteils an den Gütern der Erde. Wir sind dem Ebenbild Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig. Oder ist unser Herz tot, dass wir nicht mehr sehen, nicht fühlen die Seele, die in dem Sohne unsers Knechtes lebt und mit uns nach der ganzen Befriedigung ihrer Menschheit dürstet? Nein, der Sohn der Elenden, der Verlorenen, Unglücklichen ist nicht dazu da, bloss um das Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! Dafür ist er nicht da! Missbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz!“

Nach reiflicher Überlegung und sorgfältiger Prüfung ihrer Umstände kamen Pestalozzi und seine Gattin 1774 zu dem Entschluss, eine möglichst grosse Anzahl armer, verlassener, im Bettel herumziehender Kinder auf ihren Hof und in ihr Haus aufzunehmen, ihnen Vater und Mutter zu sein, ihr Herz, ihren Geist und ihre Hand zu bilden, sie durch Arbeit in Wiese, Feld und Garten, am Spinnrad, am Webstuhl etc., je nach Umständen, Jahreszeit und Witterung zur Arbeitsfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit zu erziehen.

Gleich ging Pestalozzi daran, bei der Scheune ein Fabrikgebäude für die nötigen Arbeits-, Wohn- und Schlafräume zu errichten. Als das geschehen war, sammelte er und liess sammeln ab der Strasse und in Dörfern, zunächst bis auf 30 Knaben und Mädchen von 7 bis 16 Jahren. Es war auch eine Betteljäge, nur in anderm Sinn als die offiziellen zu eben dieser Zeit. Sie geschah nicht, um die Bedauernswerten über die Grenze, auf die Galeere, in den Ötenbach, an die Stud, in die Trüllen, unter die Gätteri zu führen oder führen zu lassen, sondern um sie in ein freundliches Heim, in die Arme liebender Eltern zu bringen.

Die erziehende Leitung dieser Kinder war keine leichte Aufgabe. Aber Pestalozzi und seine Gattin gingen mit Hoffnung, Mut und Tapferkeit an die Lösung derselben. Seine Pfleglinge schilderte er also: „Kinder von armen Eltern, die mit dem ganzen Gepräg eines übel ge-

führten und ihren künftigen Umständen nicht angemessenen Lebens, alle aus ungleichen Haushaltungen, ohne alle Vorbereitungsübungen zur Arbeitssamkeit, meistens mit allem Leichtsinn, Liederlichkeit, Ungenügsamkeit und Hochmut des Armen. Wir hatten nun die nicht leichte Aufgabe, diese also gearteten Kinder zusammen zu erziehen und sie im Genuss ihrer ganzen Freiheit ohne Ansehen, ohne gesuchten Schutz, bloss durch Wege der Liebe und der Überredung zur wahren Menschlichkeit emporzubilden.“ Hinter Pestalozzi stand zu seinem Schutz und seiner Hilfe keine Gemeindsbehörde, kein Beamter, keine Regierung, keine Polizei. Er war, um die Anstalt als Ganzes zusammenzuhalten, ganz auf sich allein angewiesen. „Ich verhehle mir nicht,“ sagt der damals 28jährige Menschenfreund, „dass die Schwierigkeiten fast unbesieglich sein werden; denn ich habe keinen Vorgänger, keinen Wegweiser; ich muss in dunkeln Einöden durch ganz ungebahnte Wege mich durchkämpfen. Immer wird mir die Wahrheit deutlicher, dass die Möglichkeit der Ausführung meines Ideals gänzlich auf den Grund des ganz empfundenen *Vaterverhältnisses* gebaut werden muss. Ohne die Kinder in die Empfindung dieses Verhältnisses zu stimmen, würde alles Bauen auf die Zukunft vergeblich sein. Aber die durchgesetzte wahre Empfindung des Vater- und Kindesverhältnisses wird in meinem Hause Hoffnungen und Endzwecke möglich machen, die zu erwecken ohne diese Richtung des Geistes der Anstalt eitle Träumerei wäre.“

Mit Verwunderung, ja mit Staunen schaute die Mehrzahl seiner Zeitgenossen auf ein noch nie gesehenes Unternehmen, von dem sie einen Erfolg sich nicht denken konnten. Die Gutmütigen unter ihnen bemitleideten den Mann, der für eine Utopie sich und seine ganze Existenz hingeben mochte. Die Selbstsüchtigen spotteten seiner. Aber es gab auch viele einsichtige Menschenfreunde, wie Lavater in Zürich, Rieter in Winterthur, Hünerwadel in Lenzburg, Tschärner, Effinger, Grafenried, Müller, Tschiffeli in Bern, Battier, Iselin in Basel, auch ganze Vereine, wie die ökonomische, die kaufmännische Gesellschaft und die französische Kolonie in Bern, die das wärmste Interesse, die innigste Teilnahme ihm entgegenbrachten. „Pestalozzis Plan,“ sagte Iselin, „bekundet einen Fürsten auf dem Gebiete der Erziehung“.

Die erste Aufmerksamkeit und Sorge gebühre der sittlich-religiösen Bildung als der Grundlage der Erziehung. „Die Art meines sittlichen Unterrichts“, sagt Pestalozzi, „ist meistens nicht Unterricht des Lehrers. Mit dem Herzen allein wird das Herz geleitet.“

Es soll teilnehmender Unterricht des Hausvaters, Ergreifung der immer vorfallenden Gelegenheiten sein, an denen ich mit ihnen und sie mit mir Anteil nehmen. Beruhigender Glaube an Gott ist in meinen Augen die Basis der Sittlichkeit des Volkes. Es ist ein grosser Wunsch meines Lebens, ein kleines Buch herauszugeben mit dem Titel: „Beruhigende Weisheit für den Armen“ nach den Begriffen dieser Klasse des Volkes, in ihren Bildern, im Geist ihrer Vorstellungsart, enthüllte Wahrheit für sie; Wärme und Stimmung für sie in ihr Herz, in ihrer Sprache, nach allgemein umfassenden Gesichtspunkten, ganz ohne Einseitigkeit, mit Einfachheit und erheiterndem Licht, aber mit warmer, teilnehmender, emporhebender Menschlichkeit. Möchte meine Anstalt dieses Lehrbuch bald erleben. Mein weiteres Hauptaugenmerk ist die Anleitung zur Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens, doch nicht in besondern Schulstunden, sondern als Begleit der Arbeit.“ (Und dieser Unterricht wird dann so betrieben, wie Pestalozzi solches später in „L. u. G.“ durch Gertrud tun lässt.) „Und endlich,“ sagt Pestalozzi weiter, „ist zu bedenken, dass dem Armen niemand dauernd helfen kann, er muss sich selbst helfen können. Zu dieser Selbsthülfe muss er befähigt werden. Dazu ist bei einer solchen Anstalt die Arbeit da, Angewöhnung einer überlegten, mit Ordnung geleiteten Tätigkeit, eine feste, ruhige Tagesarbeit, friedliche, ruhige Freude bei der Arbeit, Munterkeit in der Erfüllung der Pflichten.“

„Täglich sich mehr enthüllende Fähigkeiten und Fertigkeiten bei den Kindern, täglich sich mehr entwickelnder Geist und auflebendes Herz sollen des Vorstehers Vaterfreuden, sollen ihm Quellen von seelerhebender Wonne, sollen ihm Belohnung sein. Denn sonst, wenn er das nicht suchte, nicht kannte, so wäre die Anstalt des Geräusches nicht wert. Die Haupttätigkeit meiner Kinder sei eine industrielle; ich unterwerfe sie der Gewerbsamkeit: Bearbeitung von Baumwolle, Karten, Spinnen, Spulen, Weben ist unsere Beschäftigung. — Freunde meinen, nur in der landwirtschaftlichen Arbeit liege das rechte Erziehungsmittel. Gewiss, ich liebe den Feldbau, aber ich muss mich nach den Umständen meiner Umgebung richten, muss die Verhältnisse, in die später meine Zöglinge kommen, und die Abträglichkeit meiner Arbeit, die für die Kinder bei der Industrie grösser als beim Feldbau ist, im Auge behalten. Dabei weiss ich nun aus Erfahrung, dass es nicht darauf ankommt, was man tut, sondern wie man es tut. Spinnen oder grasen, weben oder pflügen wird an sich weder sittlich noch unsittlich machen, sondern die Gesinnung,

in der gearbeitet wird, entscheidet. Zur Abwechslung treiben wir den kleinen Feld- und Küchengartenbau und pflanzen uns selber unsere Erdäpfel, unsere Gemüse, Rüben, Bohnen etc. selbst.“

Den Einwand von Zürcher Regenten, eine Erziehung der Armen auf der Landschaft, wie auch der Schwärmer Tschärner sie träume, sei schon darum unmöglich, weil das Vermögen des ganzen Landes zur Lösung dieser Aufgabe nicht ausreichen würde, dass dadurch alles der Armut verfiere, entkräfter, Pestalozzi dadurch, dass er zeige, eine solche Anstalt erhalte sich selber, sie bedürfe keiner Zuschüsse, keiner Staats- oder Gemeindehülfe. Er nehme die Kinder vom 6. Jahr an auf, behalte sie bis zum vollendeten 18. Jahr. Mit dem 6. Jahr, sagt er, beginnt ihre Brauchbarkeit für die Baumwollindustrie, und die Verdienstfähigkeit wächst bis ums 18. Jahr. Vom 12., 13. Jahr an verdient eines mehr, als sein Unterhalt kostet; der Überschuss deckt reichlich die Mehrkosten der früheren Jahre. Er bemüht sich, in detaillirter Rechnung nachzuweisen, dass seine Annahme richtig sei. Für den Anfang des Unternehmens, da man meist jüngere, in jedem Fall aber für die Arbeit noch nicht eingeschulte, also wenig verdienstfähige Kinder habe, sei allerdings Handreichung von aussen nötig, und er erbitte sich solche von Menschenfreunden. Es gingen dann von Zürich, Winterthur, Bern, Basel 60 Louisd'or (Frk. 1400, die nach heutigem Geldwert wohl Fr. 4000 gleich zu rechnen wären) ein; und die französische Kolonie in Bern sandte Pestalozzi zwei Kinder mit Bezahlung einer namhaften Summe.

Bald musste jedoch Pestalozzi zu seiner Betrübniß erfahren, dass seine Rechnung, die theoretisch richtig und bei geordnetem Gang der Gewerbsamkeit als eintreffend sich hätte ausweisen können, nicht stimmen wollte und konnte, weil ein Hauptfaktor darin nicht eintraf. Die Kinder blieben eben nicht in der Anstalt, wie er angenommen und vorausgesetzt hatte, und ihm fehlte jedes Mittel, sie zurückzuhalten. Die bitteren Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht machte, erzählt er 1777, nach dreijähriger Arbeit, also:

„Es war sehr schwer, des Bettelns und des Müssiggangs gewohnte Kinder an eine anhaltende Arbeit zu gewöhnen. Diese Schwierigkeit war um so grösser, je mehr diese Kinder vorher der untätigen, unruhigen Lebensart gewohnt waren. Das Opfer, der Verlust des Unternehmens im Anfang ist natürlich; mein Ersatz gründete sich auf ihr Bleiben, aber ich irrte mich in der Vermutung, die Dankbarkeit der Kinder, die ich meistens tiefem Elend entrissen habe, werde mich ihres Bleibens und eines meinen Verlust ersetzenden Genusses versichern. Die Erfahrung hat mich das Gegenteil gelehrt. Es ist unglaublich, wie in einer solchen Gegend die Undankbarkeit und Bosheit einen Unternehmer Verdriesslich-

keiten aussetzt. Der Ernst, der in einer solchen Anstalt gegen Trägheit und Bosheit notwendig ist, wird missdeutet. Mütter, Verwandte dieser Kinder, wenn sie selbige in ihrer Arbeitsstube sehen, haben mehrtheils ein Betragen, das mich entehrt. O, du armes Kind, musst du jetzt den ganzen Tag arbeiten? Hast du auch zu essen? Ist es auch gut gekochet? Wolltest du nicht lieber heim? Dann weint das Kind, das bei seiner Mutter müssig lebte, und wenn diese sieht, dass das Kind jetzt etwas gelernt hat und recht gekleidet ist, fordert sie es auf, jetzt heimzukommen, und verleumdet, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, die Anstalt. Dieser Undank ist mir oft begegnet. Der Schaden, den ich dadurch leide, machte mir wegen Verspätung meiner Endzwecke oft viel Unmut.“

Durch solche Erfahrungen gewitzigt, machte er dann bei neuen Aufnahmen mit den Eltern schriftlich bindende Verträge, die aber von denselben nur so lange gehalten wurden, als es ihnen gefiel. Pestalozzi musste sich auch das gefallen lassen, da er weder gemeindlichen noch obrigkeitlichen Schutz hatte. Doch anerkennt er auch freudig, dass die Mehrzahl treu geblieben sei.

Als Hilfspersonal hatte er eine Obermagd, Magdalena Spindler von Strassburg, einen Webermeister, zwei gelernte Weber, eine Spinnermeisterin aus der Ostschweiz, unter dem Namen Spinneranneli bis heute in der Tradition fortlebend, zwei Spinner, einen Spuler, zwei Knechte und zwei Mägde für den Landbau: eine kostspielige Haushaltung. Pestalozzi beging dann den Fehler, gleich ins Grosse hinein zu fabriziren und mit Garn und Tüchern zu handeln, betrat damit ein Gebiet, auf dem er durchaus fremd war. Er meinte, seine Berechnungen könnten ihn kaum täuschen. Aber nach 4 Jahren, 1778, sieht er mit Schrecken ein, dass die Gefahr völligen Misslingens ihm drohe. Er reduzirte dann seine Geschäfte auf ein übersehbares Mass und lebte wieder auf in der festen Zuversicht, es werde alles wieder gut werden. Er schreibt:

„Wenn der Schwierigkeiten noch mehr wären und der Schatten meiner übrigen Kräfte noch kleiner, so strebt doch mein letzter Atem nach der Verwirklichung meines Ideals. Ihm voreilend durch zu grosse Ausdehnung, lernte ich durch Erfahrung, dass für mich nur ein langsamer und mühevoller Weg dahin führt. Aber wenn er auch noch langsamer und mühevoller wäre, so sehnet sich meine Seele, ihn zu gehen und mein Leben diesem Endzweck zu widmen. Ich werde nicht aufhören, mit fortgesetztem Eifer und der entschlossensten Standhaftigkeit mein Leben und meine Kräfte dem angefangenen Werk aufzuopfern. Es ist eine unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wach-

sen und blühen zu sehen, Ruhe, Zufriedenheit auf ihrem Antlitz zu sehen, ihre Hände zum Fleiss zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben; Tränen betender Unschuld im Angesicht geliebter Kinder zu sehen und ferne Hoffnungen im verworfenen, verlorenen Geschlecht. Unaussprechliche Wonne und Segen ist es, den Menschen, das Ebenbild des allmächtigen Schöpfers, in so verschiedenen Gestalten und Gaben aufwachen zu sehen und dann vielleicht etwa, wo es niemand erwartet, im elenden, verlassenen Sohn des ärmsten Tagelöhners Grösse und Genie zu finden und zu retten.“

Aber seine Hoffnungen erfüllten sich nicht. Der Handel mit den Produkten seiner Baumwollindustrie brachte immer nur Verluste. Dazu kamen Unglücksfälle in der Landwirtschaft: Misswachs, zweifacher Hagel, hohe Preissteigerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Pestalozzi sah sich im Frühjahr 1780 zu seinem unaussprechlichen Schmerz in die Unmöglichkeit versetzt, die Anstalt fortzuführen. Ihre Auflösung gab den Regentenkreisen neuen Grund und neue Veranlassung zu der Jahrhundert alten Behauptung, die Erziehung und Veredlung des Volkes sei einfach ein Traum. Pestalozzi aber liess sich in seinem Glauben nicht irre machen. „Ich habe unermessliche Wahrheiten gelernt. Ich weiss besser als je, wie wahr meine Idee der Armenerziehung ist; dass meine Unternehmung einen solchen Ausgang genommen, liegt nicht im Wesen der Sache, sondern in den Fehlern, die ich in meiner Unerfahrenheit nicht hatte vermeiden können.“ An Spott und wegwerfenden Urteilen fehlte es nicht. Unter grossem Beifall der tonangebenden Welt höhnte später Haller, der Sohn des Dichters und Naturforschers, in einem Rückblick auf diese Periode, Pestalozzi habe nicht etwa bloss aus Bettlern Nichtbettler, sondern wahrhaftig Menschen machen wollen!

„Unser Unglück,“ erzählt Pestalozzi im „Schwanengesang“, „war entschieden. Ich war jetzt arm. Mein Versuch scheiterte auf eine herzzerstörende Weise. Meine Frau hatte im Übermass ihres Edelmutes ihr Vermögen beinahe ganz für mich verpfändet. Personen, deren Namen ich verschweigen muss, missbrauchten vielseitig mit Härte und zum Teil mit Gefährde ihren Edelmut. Doch, es ergreift mich eine unwiderstehliche Wehmut; ich muss das Nähere und Drückende dieser Umstände und ihrer Folgen mit Stillschweigen übergehen. Ich beklage nur meine Gemahlin, die, indem sie sich mir aufopferte, alles verlor, was ihr edles Herz hätte glücklich machen können und was sie durch ihre Verheiratung mit mir an meiner Seite zu wirken und zu geniessen hoffte. Doch, gottlob!

Was ich ihr durch meine Fehler entriss, das gab ihr Gott auf eine gewisse Weise durch Freunde wieder, die bis an ihr Grab ihr vieles ersetzten, was sie durch mich verloren, und sie in vielem trösteten, worin sie durch mich betrübt wurde. Sie genoss in der langen Reihenfolge ihrer Leidensjahre eine teilnehmende Aufmerksamkeit und Sorgfalt von einigen edeln Freundinnen, die ihr die Leiden ihrer Tage mit einem Zartgefühl erleichterten, für die ich ihnen und der ob der Unschuld und dem Edelmut mit göttlicher Kraft waltenden Vorsehung bis auf meinen letzten Atemzug nicht genug danken kann.“

Pestalozzi verkaufte an seinen Bruder Baptist 20 Jucharten Land mit einer Scheune um 5200 Berner Gulden und seinem Schwager Jakob Schulthess das Fabrikgebäude und 16 Jucharten Land um 2566 Gulden. Für den weitem Ausbau seines immer noch umfangreichen Gutes fehlten Geld und Menschenhände. Dasselbe verwilderte in dem Grade, dass die Haushaltung oft Mangel an Brot, Kartoffeln und Gemüse hatte. Pestalozzi selbst war, da er sich ausser stand sah, den Armen und Verschuften weiter tätige Hülfe zu leisten, meist so mutlos und gedrückt, dass er in Gefahr stand, sich selbst zu verlieren.

Wie seine Freunde nach dem Untergang der Anstalt sich zu ihm stellten, erzählt er also: „Auch ich besass in meinem Unglück noch viele Freunde; aber ich hatte beinahe bei ihnen allen auch die letzte Spur irgend eines Funkens von Vertrauen verloren. Sie liebten mich nur noch hoffnungslos. Im ganzen Umfang meiner Umgebungen ward das Wort allgemein ausgesprochen, ich sei ein verlornen Mensch, es sei mir nicht mehr zu helfen. Das ging so weit, dass meine besten Freunde, beklemmt von diesem Urtheil und voll von Mitleid, wenn sie mich oben in einer Gassen erblickten, sich in eine andere zurückzogen, damit sie nicht in die Lage kommen, mit einem Menschen, dem durchaus nicht zu helfen sei, ein sie nur schmerzendes und mir selbst nichts helfendes Wort zu verlieren, und Buchhändler Füssli, der beinahe noch der einzige Mensch war, mit dem ich über meine Lage ein herzliches und teilnehmendes Wort reden konnte, sagte mir in diesem Zeitpunkt gerade heraus, meine alten Freunde hielten es beinahe allgemein für ausgemacht, ich werde meine Tage im Spital oder gar im Narrenhaus enden.“

Doch wurde Pestalozzi bald auf eine Bahn geleitet, die ihn aus seiner Mutlosigkeit herausriss und seinem Bedürfnis, sein Sinnen und Denken den Armen zu widmen, genügtat.

Veranlasst durch den genannten Füssli und dessen Bruder, Londoner Füssli genannt, die aus einem humoristischen Aufsatz über die

„Umgestaltung der krummen, staubigen, ungekämmten Stadtwächter unter den Toren in gerade, gekämmte und geputzte“ den Schluss zogen, er könnte als Schriftsteller wohl sein Glück machen und eine Besserung seiner ökonomischen Verhältnisse auf diesem Wege am ehesten und sichersten erzielen, versuchte er, Marmontels „Contes moraux“ nachzuahmen. Er machte fünf oder sechs ähnliche Erzählungen, aber keine befriedigte ihn. Mit der siebenten betrat er die Bahn der pädagogischen Ideen, die in ihm lebten, und siehe da, es floss ihm aus der Feder, er wusste nicht wie; es entfaltete sich von selbst, ohne dass er den geringsten Plan im Kopf hatte oder auch nur einen solchen überdachte. Das Buch stand in kurzer Zeit in seinem ersten Teile da, ohne dass er eigentlich wusste, wie er dazu gekommen. Das war „Lienhard und Gertrud“. Es machte grosses Aufsehen; mit Heiss hunger verschlang die lesende Welt eine noch nie gebotene Kost. Kalender trugen Bruchstücke in die abgelegenste Hütte. Pestalozzis Name wurde überall mit Ruhm genannt. Die ökonomische Gesellschaft in Bern (nicht in Zürich!) überreichte ihm ein Dankschreiben, 50 Dukaten und eine Medaille von demselben Wert mit der Inschrift *civi optimo*. Herr Effinger auf Wildeggen liess ihn in einem Wagen mit Bedienten in Livrée zum Essen abholen. Obgleich von seiner Vaterstadt aus kein Angehöriger der vornehmen Geschlechter ihn durch irgend eine öffentliche Anerkennung erfreute, schien es doch, als sollte die Erscheinung dieses Buches einen bedeutenden Einfluss auf seine ökonomischen Verhältnisse und seine Lebensstellung haben. Der Grossherzog Leopold von Toscana trat durch einen Minister mit ihm in Briefwechsel und war im Begriff, ihn anzustellen, als er durch Joseph II. Tod auf den österreichischen Kaisertron berufen wurde, wo ob den Sorgen für sein grosses Reich er Pestalozzis vergass.

Da blieb denn dieser auch ferner in seiner beengten Lage auf dem Neuhof, doch blieb er geistig tätig. Bis 1798 gingen ausser L. u. G. folgende Schriften von ihm aus: Abendstunde eines Einsiedlers; über die Aufwandgesetze; ein Schweizerblatt; Christoph und Else; über Gesetzgebung und Kindermord; Figuren zu meinem ABC-Buch; Fabeln; meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts. Alle diese Schriften mehrten sein Ansehen, machten seinen Namen immer populärer, aber besserten seine ökonomische Lage nicht.

Doch auch von dieser Seite wurde ihm Erleichterung auf anderem Wege zu teil. In der Zeit der Not meldete sich eine kaum zwanzigjährige Person, die ihren bisherigen Dienstherrn durch den Tod verloren, bei Pestalozzi, in der bestimmten Absicht, dem verlassenen Freunde der

Armen helfend zur Seite zu stehen. Es war eine Tochter des Lehenmannes Rudolf Näf von Kappel und Zürich, mit Namen Elisabeth. Sie stammte aus der in der Geschichte der Kappeler Kriege mit Ruhm genannten Familie Näf von Kappel, die von der Stadt Zürich zum Dank für die Tapferkeit ihrer Söhne mit dem Bürgerrecht beschenkt wurde. Ein mutiges, teilnehmendes Wesen war nun in das unglückliche Haus gekommen. Sie baute mit eigenen Händen erst ein wenig, bald immer mehr zu Garten; Reinlichkeit kam in das Haus zurück und auf den ordentlichen Tisch frische Nahrung. Der Garten gab Hoffnung für das grössere Feld, sobald auch diesem nur die Hände geboten wurden. So kam auch auflebendes Vertrauen unter das arme Dach. Der Hof war gross genug, dass nicht nur Brot genug für die Haushaltung hätte gepflanzt, sondern, nach Em. Fröhlichs Zeugnis, „noch Frucht verkauft werden können, und doch hatte die Haushaltung oft Mangel an Brot, bis Lisabeth Näf kam. Sie sorgte dafür, dass wenigstens Brot genug für die Haushaltung gepflanzt und das Land überhaupt besser bebaut und benutzt wurde, und erhob sich durch ihr verständiges Walten von einer Magd zu einer Haushälterin und zur Stütze des Hauses.“ Nun kam noch Battier von Basel zu Hilfe, liess das Gut untersuchen, gab Mittel zu besserem Anbau, und der Erfolg war bei der umsichtigen Tätigkeit der Elisabeth ein günstiger. Es kam nun eine, wenn auch nicht sorgenlose, doch freundlichere Zeit. „Ich lege die Last meiner Lebenswünsche,“ schreibt Pestalozzi 1788 an Lavater, „auf die Schultern dieser Person, und ich weiss, Sie kennen den Mann kaum, der mir, wie ich bin, was ich bedarf, mehr leisten könnte. Auf die liebe Näf baue ich alles.“

Unter Beihilfe von Dolder, dem nachher viel genannten helvetischen Direktor, wurde am 14. Oktober 1790 der Neuhof an den Sohn Pestalozzis, Jakob Pestalozzi, verkauft um 6000 Neutaler oder 16,000 Berner Gulden; den Eltern war das Wohnungsrecht vorbehalten. Das Gut wurde dann verpachtet. Elisabeth aber blieb der ganzen Familie Trost und Hilfe.

So leidlich nun auch die äussern Verhältnisse waren, so fühlte sich Pestalozzi doch unbefriedigt, ja tief unglücklich, dass er „sein Werk“, die Erziehung der Armen, nicht wieder aufnehmen konnte.

Da kam das Fegjahr 1798. Die gnädigen Herren wurden des Regiments enthoben; statt der Gnade wurde das Menschenrecht proklamiert, eine neue Staatsordnung eingeführt, welche alle Vorrechte abschaffte, alle Bürger in Rechten gleich stellte und die Verwaltung des Staatswesens den vom Volke direkt oder indirekt gewählten Organen

übertrug. So wurden die im Volke so lange gebundenen Kräfte frei. Auch Pestalozzi bekam nun freie Bahn. Der erste Versuch der Armenhilfe hatte ihn wohl um sein Vermögen gebracht, aber seine Glut, sein feuriges Verlangen, dem Elenden und Unglücklichen zu helfen, nicht geschwächt. Die neuen Regenten freuten sich, dass er für solche Zwecke sich ihnen zur Verfügung stellte. „Ich will Schulmeister werden,“ rief er, und er wurde es.

Darum schon sei uns das Jahr 1798 ein Segensjahr. Ohne diese Umwälzung wäre er, so äussert er sich, wie ein träumender Tor, über den kein milderndes Urteil statt hat, von den Guten nur misskannt und von den Bösen nur verachtet ins Grab gesunken. „Mein einziges Verdienst, mein Wille, mein unaufhaltsamer, nie gehemmter Wille für das Heil des Volkes, die Anstrengungen meiner Tage, die Aufopferung meines Lebens und der Mord meiner selbst wären heute dem Gespötte von Buben preisgegeben, ohne dass ich einen Freund hätte, der es wagen dürfte, meinem verhöhnten Schatten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ich hätte es nicht können, ich wäre wütend über mich selbst und verzweifelnd über das Elend beider, des Volkes und der Meinigen, in die Grube gesunken! Du, o Herr, hast das Werk meines Lebens mir mitten in meiner Zerstörung erhalten und mir in meinem hoffnungslos dahinschwindenden Alter noch eine Abendröte aufgehen lassen, deren lieblicher Anblick die Leiden meines Lebens aufwiegt. Herr, ich bin nicht wert der Barmherzigkeit und Treue, die Du mir erwiesen. Du, Du allein hast Dich des zertretenen Wurms noch erbarmt; Du allein hast das zerknickte Rohr nicht zerbrochen; Du allein hast den glimmenden Docht nicht ausgelöscht und Dein Angesicht nicht bis an meinen Tod von dem Opfer weggewandt, das ich von Kindsbeinen an den Verlassenen im Lande habe bringen wollen und nie habe bringen können.“

Die helvetische Regierung schickte ihn in das verheerte Stans. „Ich ging gerne nach Stans. Ich hoffte zu der Unschuld des Landes einen Ersatz seiner Mängel und in seinem Elend ein Fundament seiner Dankbarkeit zu finden. Mein Eifer, einmal an den grossen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser, anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfangen lassen. Ich wusste, was ich wollte: Tod oder Durchsetzung meiner Zwecke.“

Was er in diesem pädagogischen Heldentum geduldet, gelitten, gearbeitet, geleistet, ist allbekannt.

Darauf näher einzutreten, ist nicht nötig. Diese Stanser Armen-
schule dauerte nur fünf Monate. Kriegswirren führten ihr Ende herbei.

Das Kloster, worin sie untergebracht war, wurde von französischen Truppen in Beschlag genommen.

„Mein Verreisen von Stans,“ erzählt Pestalozzi, „das, ungeachtet ich dem Tode nahe war, nicht eine Folge meines freien Entschlusses, sondern eine Folge militärischer Massregeln und einer einstweiligen Unmöglichkeit der Fortsetzung meines Planes war, erneuerte das alte Gewäsch über meine Unbrauchbarkeit und gänzliche Unfähigkeit, bei einem Geschäft auszuharren. Ja, so fünf Monate lang ist es ihm möglich, sich zu stellen, als wenn er arbeiten könnte, aber in den sechsten hinein geht es gewiss nicht. Man hätte es voraus wissen sollen. Er kann nichts ganz und war im Grunde nie zu etwas Wirklichem tüchtig, als einmal zu einem Roman; allein, er hat sich auch hierin überlebt. Man sagte es laut, das Höchste, das man zu meinem Vorteil eingestehen könne, sei dieses: ich brüte über einem schönen Traum und habe, wie alle Narren, die über etwas brüten, hie und da über meinen Traum und über mein Steckpferd einen lichtvollen Gedanken. Es versteht sich, dass mich niemand verhörte; indessen war man im Urteil einstimmig, es sei nichts anderes, als die Sachen seien mir in Stans verleidet, und es werde mir wirklich alles verleiden.“

„Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich Land sieht, Hoffnung des Lebens atmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermessliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: Warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt — also war ich.“

„Gessner, denke Dir das alles, denke Dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern, mein Unglück und das Zittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen. So, Freund, war ich in diesem Zeitpunkt des Scheidens von Stans und bei meiner Ankunft in Bern.“

Aber die Armenschule in Stans, über der der stille Glanz eines Martyriums schwebt, ist dennoch die Wiege nicht nur der Armenerziehung sondern der Volksbildung und Volkserziehung überhaupt geworden. Was Pestalozzi an Erfahrung in Stans gewonnen, darüber gibt er also Aufschluss: „Es entwickelte sich in den Kindern schnell ein Bewusstsein von Kräften, die sie nicht kannten, und besonders ein allgemeines Schönheits- und Ordnungsgefühl. Sie fühlten sich selbst, und die Mühseligkeit der gewöhnlichen Schulstimmung verschwand wie ein Gespenst aus meinen Stuben. Sie wollten, konnten, harrten aus, vollendeten und lachten. Ihre Stimmung war nicht die Stimmung der Lernenden, es war die Stimmung aus dem Schlaf erweckter, unbekannter Kräfte und ein geist- und herzerhebendes Ge-

fühl, wohin diese Kräfte sie führen könnten und führen würden.“

„Mit einem Wort, ich bin durch den Eindruck des Ganzen und durch die ununterbrochene Gleichheit meiner Erfahrungen dahin gekommen, den Glauben wieder in mir herzustellen, den ich im Anfange meiner pädagogischen Laufbahn mit so vieler Wärme in mir selbst nährte, aber im Fortgange derselben unter der Last ihrer Zeitkunst und Zeithülfsmittel beinahe verlor — den Glauben an die Möglichkeit einer Veredlung des Menschengeschlechts. Es wallt in meinem Busen die Wut über den Menschen, der es noch aussprechen könnte, die Veredlung des Volkes sei nur ein Traum. Nein, sie ist kein Traum. Ich will ihre Kunst in die Hand der Unschuld werfen, und der Bösewicht wird schweigen und es nicht mehr aussprechen: Sie ist ein Traum.“

„Gott! Wie dank ich Dir meine Not! Ohne sie spräche ich diese Worte nicht aus und brächte den Bösewicht nicht zum Schweigen.“ ¹⁾

¹⁾ Anm. Aber nicht bloss Bösewichte, sondern auch wohlmeinende, aber in altfränkischen Anschauungen aufgewachsene Personen wollten von einer Ausbildung des Volkes, der Massen, wie Pestalozzi solche denselben zudachte und geben wollte, nichts wissen. Ihnen galten nur die Stände, nicht die Menschen. Die Delegirten, welche die Tagsatzung im Jahr 1810 zur Prüfung der Anstalt nach Yverdon sandte, äusserten sich dahin, der Volksunterricht nach pestalozzischen Grundsätzen möge für die Schulen in den Städten passen, nicht aber für die auf dem Lande. Man solle den Landmann nicht aus der „Lage herausheben, in welcher ihn die Vorsehung liess geboren werden“. Die Tagsatzung billigte diesen Bericht. Damit war also der Glaube, Gott habe zwei Arten Menschen mit verschiedenen Rechten und Bestimmungen erschaffen, amtlich sanktionirt.

Der hochangesehene, als Autorität in solchen Dingen geltende Hottinger, Professor der Philologie in Zürich, spricht in derselben Zeit seine Ansicht über allgemeine Volksbildung u. a. also aus: „Die Aufklärung von unten herauf ist ein Unding, das sich nimmer realisiren lässt und wenn man es versuchen will, unendlich mehr Böses als Gutes stiftet. Die einzige Art von Volksaufklärung muss von den höhern Ständen ausgehen und von dem erworbenen Licht weniger durch Unterricht als durch Tradition den niedern Klassen allmählig und unvermerkt so viel zuteilen, als die Augen für einmal ertragen mögen.“ Auch die Lokalaufseher der zürcherischen Landschulen, die Dorfpfarrer, meinten, „es wäre von bedenklichen Folgen, wenn die Schulmeister und die Schüler in eine höhere Sphäre der Kultur, die für die Städter nötig, gehoben würden. Solche höhere Bildung geht über die Kräfte der Schulmeister, und was die Schüler betrifft, so wäre selten einer solcher Schulung nur fähig.“ Wie trefflich weist der edler Parker einige Jahrzehnte später solche aristokratischen Engherzigkeiten zurück und stimmt Pestalozzi bei mit den Worten: „Es wird unter allen möglichen Verhältnissen immer ein grosser Unterschied in Wissen und Können sein, der von der Verschiedenheit der Gaben herrührt, und keine Erziehung wird demselben abhelfen können. Aber lässt sich mit Gründen beweisen, dass die Arbeiter in irgend einem Lande nicht eine ebenso gute Erziehung erlangen können, wie die Rechtsgelehrten, die Prediger, die Lehrer. Die menschenfreundliche Lehre, dass derjenige, der mit der Hand arbeitet, wenig anders tun kann, ist ein elendes Pasquill auf die Natur und das Wesen Gottes. Es rührt aus

Das Institut, das Pestalozzi dann 1800 im Schloss Burgdorf errichtete, war vorzüglich von Söhnen aus dem Mittelstand und der helvetischen Beamten besucht. Aus dem Vertrieb seiner Elementarbücher, die er hier herausgab, hoffte er so viel Reinerlös, um mit Hilfe einiger Unterstützung eine Armenanstalt errichten zu können. Aber der Reinerlös blieb aus, Unterstützungen flossen nicht; die Zeiten waren nicht dazu angetan. Die Gründung einer solchen Anstalt musste vertagt werden. Von Burgdorf weggewiesen, zog Pestalozzi über Münchenbuchsee nach Yverdon. Da das Institut daselbst trefflich gedieh, wachte der Gedanke an eine Armenanstalt wieder auf. Pestalozzi trat mit der Regierung von Aargau in länger sich hinziehende Unterhandlung ein zur Gründung einer solchen auf Schloss Wildenstein. Aber die Sache zerschlug sich.

Nun erbot sich sein Freund von Türk, ihm zu den nötigen Mitteln für seinen Hauptlebenszweck, für Errichtung eines Erziehungshauses für einer Zeit her, die bis auf den Grund falsch war; schade, dass wir es nicht dort gelassen.“

Diese böse Zeit ist bei uns noch lange nicht vorbei, sie scheint vielmehr neu aufzuleben. Der Kulturhistoriker Riehl, ein in den hohen und höchsten Kreisen allgemein gefeierter Mann, verkündet in seiner Schrift „Die bürgerliche Gesellschaft“ als neueste Lehre: „Es gibt keine Volksbildung. Die allgemeine Volksbildung, für welche man den angehenden Dorfschulmeister erzieht, ist eine Phantasterei, ein Erbstück aus dem Nachlass der ausebnenden Rationalisten. Man wird lange schulmeistern müssen, bis die ätzenden auflösenden Einflüsse, welche durch diese Lehrer in das Volk gebracht worden, hinweggeschulmeistert sind. Man wird es kaum mehr fertig bringen.“

Wenn man sich damit trösten wollte, Riehl sei nur ein Modeschriftsteller, ein Novellist, habe auf die Schulfrage wenig Einfluss, so kann man das nicht sagen von einem andern Manne, der ein Rechtslehrer ersten Ranges und von unbestrittener Autorität ist, von Robert v. Mohl. Ein freisinniger Staatsmann, war er schon in Frankfurt ein Parteigenosse Heinrich v. Gagerns und vertrat später in der ersten badischen Kammer entschieden die Sache des Fortschritts. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten hat er einen bedeutenden Einfluss auf die Entwicklung des Staatsrechtes und der gesamten Staatswissenschaften ausgeübt. In seinem mehrbändigen Werke: „Staatsrecht, Völkerrecht und Politik“ aus dem Ende der Sechziger und dem Anfang der Siebziger Jahre findet sich ein eigener Abschnitt mit dem Titel: „Die Schulmeister“. Darin sagt er ganz dasselbe was Riehl, nur mit etwas andern und etwas mildern Worten. Doch spricht sich darin die Geringschätzung der Volksschule und der durch sie vermittelten Volksbildung deutlich genug aus.

In Preussen scheint das „Wegschulmeistern“ im Sinne Riehls in gutem Zug. Im Abgeordnetenhaus spricht sich Geheimrat Dr. Schneider, der es wissen muss, über Stand und Ziel der Lehrerbildung also aus:

„Die Schwierigkeit, die in der Lehrerbildung überhaupt liegt, besteht ja darin, dass das Mass des positiven Wissens, das auf dem Wege zum Lehramt erreicht werden soll, nicht sehr wesentlich über das Mass des Wissens hinausgeht, das in einer guten mehrklassigen Volksschule schon erreicht werden kann.“

Nach dieser Norm, aufgestellt von einer Autorität, wäre also eine solche Volksschule eine Lehrerbildungsanstalt par excellence. Dann ist nachher nichts mehr „wegzuschulmeistern“. Sapiienti sat.

Arme zu verhelfen. Derselbe war in Hofkreisen bekannt und beliebt und hatte auch sonst einflussreiche Freunde. Aber sein Aufruf zur Zeichnung von Beiträgen blieb ohne irgend nennenswerten Erfolg. Er begründet und entschuldigt das Resultat in einem Briefe an Pestalozzi, d. d. 29. September 1807, also:

„Für Deutschland ist wohl nie eine unglücklichere Zeit gewesen, als die jetzige. Sonst traf das Unglück des Krieges einzelne Provinzen, jetzt trifft das Unglück des Friedens ganz Deutschland. Sonst heilte der Friede die Wunden, welche der Krieg geschlagen, jetzt macht er die Wunden nur schmerzlicher, unheilbarer. Ich habe jetzt nur einen Gedanken, der mich tröstet, stärkt und aufrecht erhält; es ist der, dass durch Dein Werk über die Menschheit ein schönerer Morgen aufdämmern wird. Den Blick nach diesem Morgen gerichtet, werde ich ruhiger scheiden, denn dann wird mein armes Vaterland durch eigene Kraft sich schöner und kräftiger erheben. Ich lasse mir diese Hoffnung nicht rauben; sie ist gleich Ihrem Symbol, dem Anker; ohne sie würde das Schiff meines Lebens ein Spiel und Raub der Wellen werden, die der Sturm der Zeit um uns her auftürmt.“

Von Türk besuchte mehrere Höfe persönlich, um Hand und Herz der Grossen für die Sache der Armen zu öffnen. Wie es ihm ohne Ausnahme ergangen, das zu zeigen, mag ein einziges Beispiel genügen, und zwar dasjenige des Hofes, dessen erster Minister Goethe war.

„Als ich den vorigen Sommer, 1807“, schreibt er an Pestalozzi, „in Weimar in dem herrlichen Schlosse (es kostet 2 Millionen Taler) vor dem Erbprinzen von Weimar — einem der Edelsten seines Geschlechts — stand, riss mich der Eifer für die gute Sache und der Abglanz himmlischer Tugenden in ihrem Antlitz hin, für Dich und Deine Sache vor einem zahlreichen Hof mit Wärme und Feuer zu reden. Ich bat, man möchte wenigstens einen jungen Mann, den ich auswählen würde, auf ein oder zwei Jahre zu Dir schicken. Die jetzigen Verhältnisse erlaubten es nicht, war die Antwort. Man müsse jetzt jede Ausgabe möglichst vermeiden etc. etc. Ich gehe etwas beschämt die Stufen der Treppe hinab — sie hatte Tausende gekostet — und dachte: Für das äussere Auge werden Bauten aufgeführt, die Millionen kosten, für das innere!! Der Hofmarschall begleitete mich. Ein Mops bellte uns an. Sehen Sie doch das kleine Thier recht an. Ist's nicht ein allerliebster Hund? Ein eigener Kurier hat ihn überbracht. Er kostet der Grossfürstin 300 Dukaten. Fiat applicatio!! Jenes Prachtgebäude kostet 2 Millionen Taler, und der Krieg hat uns ebenso viel gekostet; aber für menschliche Zwecke —!“

„Von da weg eilten wir zu dem edeln, herrlichen Gerling, Prediger zu Bullwitz. Seine Gattin, seine Kinder, seine kleine Welt um ihn her, alles ist so einfach und so schön; es ist ein stiller Geist der Liebe, der alles belebt. Und dennoch trauert er; denn der gemeine Mann um ihn her ist zu tief gesunken; die höhern Stände sind zu sehr abgestumpft, zu sehr verdorben, als dass seine

Liebe, seine Wärme, sein Feuer etwas fruchten könnten. Er würde sich Dir hingeben, wenn er keine Familie hätte.“

„In seinem Zimmer hängt ein schöner Christuskopf; ihm gegenüber Dein Bild. Er ist der Einzige seit Christus, sagte er mir, der würdig ist, ihm gegenüberzustehen.“

Die Erklärung, warum Pestalozzi in den vornehmen Kreisen so wenig galt, gibt uns drei Jahre später, 1810, Muralt, Pestalozzis Mitarbeiter. Er kam im Sommer dieses Jahres nach Berlin. Dasselbst hielten sich dazumal auch sein früherer Lehrer, der berühmte Philolog August Wolf und Goethe bei W. Humboldt auf. Muralt hatte die Absicht, Wolf aufzusuchen, gab sie aber auf. Den Grund dafür gibt er also an: „Die klassische Humanität heiligt die Geister nicht. Wolf scheint ganz seinen Launen zu leben, getrennt von Frau und Kind, eine fremde Frau im Hause und um sich. Auf W. Humboldt hat er mächtigen Einfluss; mit Goethe lebt er vertrauter als je. Diese drei Männer haben es nun in ihrer Bildung so weit gebracht, dass sie überzeugt sind, nur wenige Menschen seien bildungsfähig und bildungswürdig; die Masse müsse en canaille behandelt werden. Pestalozzis Wesen gefällt ihnen deswegen gar nicht.“ Das stimmt mit Parkers Urteil: „Goethe betrachtet die Menschen niemals als seine Brüder.“

So hatte Pestalozzi wieder keine Armenanstalt. Seine Gattin tröstete ihn mit den Worten: „Gott gibt Dir doch noch, was das Vornehmste Deines edlen Herzens war, ist und bleibt: eine Armenanstalt.“

Und sie kam bald, diese Armenanstalt. Die Herausgabe seiner sämtlichen Werke, die 1817 begann, stellte einen Reingewinn von 50,000 Fr. in Aussicht. Durch öffentliche feierliche Stiftung bestimmte Pestalozzi diese Summe zur Gründung einer solchen Anstalt. Im Herbst 1818 wurde sie in Clendy bei Yverdon eröffnet. Pestalozzi war unaussprechlich glücklich und von einer Tätigkeit und Frische, die man nicht von einem 72jährigen, sondern nur bei einem 30—40jährigen — auch da noch mit Ausnahme — suchen darf. Er war Feuer und Flamme. — Aber auch diese Anstalt wollte nicht gedeihen. Diejenigen, in deren Hand die Leitung lag, waren nicht von pestalozzischem Geist erfüllt. Dann bemächtigten sich die Engländer, aus lauter Freude, Eifer und Teilnahme, des Unterrichts zu sehr. Sie führten solchen im Englischen und Lateinischen ein und die Folge war, dass nach nicht ganz zwei Jahren die Armenanstalt mit der wissenschaftlichen im Schlosse vereinigt wurde. Im Frühjahr 1825 löste sich auch diese auf und Pestalozzi kehrte auf den Neuhof zurück. Auch da galt sein Denken und Tun der Gründung einer Armenanstalt.

Er starb, ehe diese zu stande kam. Er musste gar noch die Bitternis erfahren, von denen seiner „geistigen Söhne“, auf die er als auf die Fortsetzer seines Werks einst gehofft, gehofft, dass sie „der Trost seines Todbettes sein werden“, verhöhnt, verleumdet, öffentlich ruchloser Bosheit geziehen zu werden; der Schmerz darüber legte ihn aufs Krankenlager. „Ich leide unaussprechlich,“ sagte er zu den Seinen. „Kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele. Man beschimpft den alten, schwachen, gebrechlichen Mann; man sieht ihn nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an. Das tut mir weh, nicht um meinetwillen, es tut mir nur weh, dass man auch mein Werk verschmäht und verachtet, dass man unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich während meines langen kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müd und möchte endlich gern Ruhe haben. — Aber gelebt zu haben, alles geopfert zu haben, und nichts erreicht zu haben und alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken o, das ist schrecklich. Ich kann es nicht aussprechen, und ich wollte gern noch weinen, und es kommen keine Tränen mehr. Und meine Armen! Die gedrückten, verachteten, verstossenen Armen! Arme, man wird euch auch, wie mich, verlassen und verschupfen. Der Reiche in seinem Überfluss gedenkt euer nicht; er könnte euch höchstens auch nur ein Stück Brot geben, weiter nichts; er ist ja selber arm und hat nur Geld und anders nichts! Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit und euch zu Menschen zu machen — daran wird man noch lang, gar lang nicht denken.“

Die verzeihende Liebe, die der Sterbende seinen Widersachern weihet in den Worten: „Möge der Friede, zu dem ich eingehe, auch meine Feinde zum Frieden führen, ich verzeihe ihnen,“ sie wirft ein verklärendes Licht über die Tragik dieses Lebensabendes, das würdig und gross eine würdige und grosse Laufbahn abschliesst.

Auch die Hoffnung für seine lieben Armen belebt noch sein Herz in den letzten lichten Lebensmomenten: „Gott im Himmel,“ lässt er sich in freudiger Vorahnung der Zukunft vernehmen, „Gott im Himmel, der an seine Sperlinge denkt, wird euch auch nicht vergessen, wird euch trösten, wie er auch mich nicht vergessen und auch mich trösten wird.“

Und er hat sie nicht vergessen. Der praktischere Freund Pestalozzi, Fellenberg, fasste die Idee der Armenbildung auf und Wehrli verwirklichte dieselbe mit einer Aufopferung, mit einer Einsicht und Hingebung, die das Staunen und die Bewunderung seiner Zeitgenossen hervorriefen. Mit Freudentränen im Auge rief Pestalozzi,

als er das Walten des schlichten, bescheidenen Mannes in seiner Anstalt zu Hofwyl sah, aus: „Das ist's, was ich gewollt habe; ich kann getröstet zu Grabe steigen; es lebt nach mir, was ich nicht zu rechtem Leben zu bringen vermochte.“

Ja, auch dein Name, Vater Wehrli, sei uns heilig. Dein Name erfülle unser Herz mit Ehrfurcht, Liebe und inniger Dankbarkeit. Du mit deiner Wehrlischule hast bewirkt, dass die schöne Zeit gekommen ist, die Pestalozzi also kennzeichnet: „Möchte mich Gott die Tage erleben lassen, wo Landesväter mit Weisheit den Armen Rettung schaffen, wo der Reiche des Armen nicht länger vergisst und Menschen ihr Geschlecht nicht länger in Verwirrung des ungeleiteten und ungebildeten Elends sterben lassen; wo wie vom Himmel gefallen Anstalten glänzen, wie der milde Segen Gottes im stillfallenden Tau des schönsten Sabbathmorgens so ganz zur seligen Ruh des Lebens; wo ihre Kinder für Gott auferzogen und für ihr eigenes Lebensglück, trinken im innigsten Wonnegefühl der ganz genossenen schönen Natur die Lehren der weisesten, durch keine Menschensatzungen verfälschten Einfalt. Die schöne, erhabene Einfalt solcher Armenerziehungshäuser: Welche Reize für mein Herz, das immer über seine Kräfte wünschet. Aber ich darf ihnen noch nicht folgen in ihren Wolken, wenn sie mein Auge gleich blenden. Ich muss unter allen Beschwerlichkeiten des gehemmten Menschen, ohne zu träumen, meine Wege gehen. Aber ich bin gewiss, jene schönere Zeit muss kommen.“

Und diese Zeit ist angebrochen. Wir stehen schon mitten drin. Der reiche Kranz von Arbeitern an unsern wohl geleiteten Armenanstalten, an unsern immer schöner aufblühenden Volksschulen, die den Armen die wirksamste Hand zur Erhebung bieten, ist das erhebendste Zeugnis dafür. Gemeinnützige Vereine und Regierungen nehmen sich der Armen im Geiste, der Schwachbegabten an und errichten Anstalten für Schwachsinnige (Zürich, Solothurn, Thurgau etc.), oder besondere Schulklassen für schwach begabte Kinder und tragen dafür Sorge, dass diese hilfsbedürftige Jugend durch ebenso gut gebildete wie in der Hingabe an ihre Aufgabe edelgesinnte Lehrer unterrichtet wird. Diese Schar von Nachfolgern Pestalozzis in der Sache der Volksbildung sind seine Jünger und geistigen Söhne, wenn sie dessen Lebensgrundsatz eingedenk sind, ihn in allem Tun festhalten und zu dem ihrigen machen, seinen Lebensgrundsatz, den er also ausspricht:

„Nicht mir, sondern den Brüdern! Nicht der Ichheit, sondern dem Geschlecht.“

(Ende.)